

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanfstengel.



No. 168.
Wenn ich so drücker nachdenke, wie der Philipp, was mein Hossband ist un der Weidweiser zu uns an die Farm komme un un wie se wieder fort sin, wann ich den Witterenz in ize Ruds in Weiraat ziehe, dann könnt ich mich ärgern, wie alles. Ich hen Ihre gesagt, was se for e gute Impression an unfer Ländlebie gemaact hatte, wie se zu ersticht komme sin, awer wie se fort sin, do hot die Ländlebie ihren Kopp gefehcht, mitaus e Wort zu sage, awer ich hen genöthigt, daß se ihre Ap-pirijien gesehndicht gehabt hot. Well, se sin noch den nämlidie Dag fort un do sin ich froh gewese. Die Rids so-gar, wo ich wu zerscht so gestreit hatte, die hen gesagt, es war sonnie, daß sich der Pa awer auch gar nit befehse könn. Well, ich kann ihn nit tichehndie, ich hen schon mei bestes probirt; so is er emol un so muß er gejuh' werde. Awor doch den zens-felidie Phil sin ich ganz davon ab-tomme, Ihre zu schreibe, was mer mit unferm Entertechnent for un Proh-gress zu verzeichne hatte. In die erste Leit hen mer das ganze Entertechnent e wenig verschowe, es nimmt immer Zeit, wenn mer ebbes gutes mache will. Awor ich kann Ihre heut sage, wie das Prohgramm sein werd. Die erste Numero hen ich. Ich mache e kleine Spietsch. Der Philipp, wo in den Dichte artig händig is, hot mich e Verzeich gemacht un das dubt stark: Willkomme all ihr Lieue Leit Wo all zu uns getomme seid, Hier gibt's kein Schmoht, kein Dost kein Dunt.

Mit beste Riegards Yours Lizzie Hanfstengel.

Japanische Pulverfabriken.

Die Japaner haben in der Voraus-sicht kriegerischer Verwicklungen selbst-ständig darauf besonders Bedacht genommen, sich zunächst in der Her-stellung von Kriegsmaterial aller Art von Lieferungen aus dem Ausland unabhängig zu machen. Wenn sie auch noch Panzerplatten oder ganzekriegs-schiffe bis auf die neueste Zeit aus dem Ausland bezogen haben, so mußte doch wenigstens die Erzeugung der zur Kriegsführung dauernd notwendigen Stoffe im Inland geschehen, z. B. die des Pulvers und der Geschosse überhaupt. In der Umgebung der Hauptstadt Tokio befinden sich jetzt, wie die italienische Rivista dell'Ar-tilleria mittheilt drei Pulverfabriken, an den Plätzen von Meguro im Osten, von Oji im Norden und von Itabashi im Westen. Die Pulverfabrik von Meguro entspricht durchaus ähnlichen Anlagen in Europa. Sie ist ganz modern eingerichtet, vermag täglich etwa 6000 Pfund Pulver zu liefern und beschäftigt 500 bis 600 Arbeiter, die sich einer sehr strengen Sucht un-terwerfen müssen. Thatsächlich ist seit dem Bestehen der Fabrik noch nicht ein einziger Unfall vorgekommen. In Oji wird das rauchlose Pulver für die Marine hergestellt, außerdem auch die Sprengstoffe von der Art des Lyddit. Die dritte Fabrik von Ita-bashi ist namentlich zur Ausführung von Versuchen und zur Prüfung neuer Erfindungen bestimmt. Zum Zweck der technischen Ausbildung des Per-sonals werden hier alle Arten von Pulvern in Körnern, Blättchen und Röhren angefertigt. In Oji sind auch reiche Mittel zur Zubereitung des für die Zusammensetzung notwendigen Ma-terials vorhanden, also Vorrichtungen zur Destillation von Alkohol, zur Um-wandlung von Cellulose in Collobium und Schießbaumwolle u. s. w. Alle Rohstoffe gehen aus heimischen Werks-tätten hervor und werden durch die heimische Landwirtschaft und Indus-trie geliefert. Die Pulverfabrik von Oji steht unter dem Marine-Minister-ium, die übrigen unter dem Kriegs-ministerium.

Schwimmende Inseln.

Der bekannte Weltreisende Savage Landor hat eine umfangreiche Reise in den Philippinen vollendet und über einige seiner Erfahrungen in einem Vortrag berichtet. Das größte Ge-wicht legt er auf die Durchstreifung des schwierigsten und unbekanntesten Theiles der Insel Mindanao, wo er einen Weg von etwa 1300 Kilometer Länge zurückgelegt zu haben angiebt. Er entdeckte unter Anderem einen gro-ßen See von ungefähr 650 Quadrat-kilometer Ausdehnung, der besonders dadurch merkwürdig ist, daß eine An-zahl schwimmender Inseln auf seiner Oberfläche treibt. Die größte der In-seln war etwa zwei Quadratkilometer groß. Bei häufig wechselndem Wet-ter konnte Landor feststellen, daß sich die Insel bei der geringsten Verände-rung der Windrichtung mit der her-zehenden Luftströmung verschob. Die Insel erwies sich als benoht, aber der Reisende hatte doch das Gefühl, daß sie einen sehr unsicheren Boden darbot, als ob man nicht wagen dürf-te, allzu fest aufzutreten, damit nicht etwa der Fuß durch die dünne Schicht fester Erde hindurchbräche. Schwim-mende Inseln sind gelegentlich gefun-den worden, aber fast immer in ge-ringer Ausdehnung und vorüberge-hendem Bestand, da begreiflicher Wei-se solche Erdmassen, wenn sie sich überhaupt schwimmend erhalten, bald ans Ufer getrieben und dort festgelegt werden. Es ist zu bedauern, daß Landor nicht genauere Beobachtungen über die Beschaffenheit jener schwin-menden Inseln angestellt und berichtet hat, zumal die Glaubwürdigkeit dieses Reisenden noch immer von der Erinnerung an die wilden Erzählun-gen von seinem Schicksal in Tibet in geographischen Kreisen erschüttert ist.

Beschcheidenheit? Zu allen Zeiten — Wird man sie schämen angehen, — Schon deshalb, weil sie's ungen Leuten — Erleichtert, arrogant zu sein!

Baron Komura empfiehlt die eng-lische Sprache für die Friedensver-handlung. — Schlaumeier, der Herr von Witte spricht nämlich nicht eng-lisch!

Der Steuerassessor zu Emporia in Kansas hat die wichtige Entdeckung gemacht, daß ebenso viel männliche wie weibliche Personen heirathen.

Die Tasche.

Eine häusliche Szene von Clarence Kool. Aus dem Englischen von M. W.

„Gefalle ich Dir?“ fragte sie, als sie an einem der jüngsten herrlichen Mor-gen in mein Studizimmer getreten war und nun vor mir stand, indem sie in Seelenruhe ein Knöpfchen an einem ihrer Handschuhe nähte — die letzten Stiche zur Vollendung ihres Sommer-kostüms.

Es war ein entzückender Anblick. Das allermodernste Raffinement war darüber ausgegossen. Ich will gar nicht versuchen, das Kostüm zu beschreiben. Man mußte es sehen, um es zu glauben. Ich that mein Bestes, zugleich Liebhaber und Kritiker dieser leuchtenden, schneigen Vision da vor mir zu sein, und fand alles bildschön und in Ordnung. „Und“ — fügte ich hinzu — „Du siehst sehr, sehr „theuer“ aus!“ Diese Bemerkung gab ihr augenschein-lich ganz besondere Genugthuung, wie-wohl sie nachdrücklich erklärte, ich hätte alles, die Toilette und sie selbst, äußerst billig erstanden.

„Lebrigens,“ fuhr sie fort, „auf dem Korridorlich liegen sieben Briefe, die ich Dich bitte, für mich in den Kasten zu stecken und mit den nöthigen Frei-marken zu versehen!“

„Hier sind die Karten!“ sagte ich und griff in die oberste Schublade meines Schreibtisches, in der Hoffnung, mir so die Verantwortlichkeit anderer Leute abzuschütteln.

„Ja, ja! Recht schön!“ sagte sie. „Aber ich kann die Briefe nicht mit-nehmen. Ich habe keine.“

„Natürlich! Keine Tasche! Das wußte ich. Der benundenwürdige Verfertiger dieser Toilette, mit all seiner Geschicklichkeit, konnte nicht einmal darin einen kleinen Bergetraum für — „Bitte!“ fiel sie mir in's Wort und stach sich dabei in's Handgelenk. „Kei-nen der abgestandenen Witze über Frauenartefakten! Ich kenne sie alle und kann sie auswendig.“

„Witze!“ rief ich. „Es sind keine Witze! Die Sache ist äußerst ernsthaft. Du weißt so gut wie ich, daß die vor-züglichsten Schneiderinnen — Schnei-der sind. Daß der Mann das Weib — ankleidet!“

Sie lächelte, murmelte einen ange-beteten Namen vor sich hin und er-wähnte, die Briefe seien sehr wichtig. Ich aber blieb bei der Stange, warf meine Feder auf die Seite und machte mich an die Auseinandersetzung eines der wirklichen Probleme des Lebens.

„Siehst Du?“ eiferte ich — „wenn ein Mann Dich nun also gekleidet hat, was für einen Platz zum Unterbringen notwendiger Dinge hat er für Dich dabei vorgelesen? Das Ding da?“

Es baumelte von ihrem Handgelenk — ein kleines Beutchen.

„Was hast Du darin?“ fragte ich. Sie öffnete es, holte ein Taschentuch heraus, ein Visitenkartentäschchen, eine Börse, eine Schokoladentange und — gestand, daß ein noch zurückgebliebenes Büchschchen eine — Pudertaste ein-halte.

„Weiter nicht?“

Sie schüttelte den Kopf. „Was brauche ich wohl noch mehr?“ fragte sie.

„Du!“ rief ich. „Du hast gar keine Ahnung von der degradirten Lage, in die Du gerathen bist. Bist Dir nicht bewußt, daß Ihr, Du und alle Deine Schwestern das Opfer seid einer Intrigue, einer Verschönerung der Männer, ja, der Männer, die sich zu-sammengethan haben, um den Kreis eures Lebens und Wirkens zu be-schränken.“

Sie zog die Augenbraunen hoch bei dieser Phrasen. — „Sieh mal, mein Kind! Männer und Weiber sind wie zwei Floten. Die eine hat ein paar Kohlen und Vorräthe für eine ganz kleine Reise — das seid ihr! Die an-dere ist mit allem Nöthigem völlig und für die Dauer ausgerüstet. Ich habe in diesem Augenblick alle die Dinge in meinen Taschen, die ich brauchte, würde ich plötzlich auf eine ganze Ta-gesreise durch die Stadt gerufen. Und Du kannst nicht sehen und nicht sa-gen, wo ich die Sachen untergebracht habe!“

„Thut mir leid, aber es war Dein Brief, nicht meiner!“ protestirte ich. Dann fuhr ich fort:

„Hier noch ein Notizbuch, ein Bund Schlüssel, mein Gedbuch, elf Brief-marken, meine Goldbörse, eine Sei-sonkarte und acht Schilling und sie-ben in losem Geld.“

Sie sah sich den Haufen Sachen auf dem Tisch an, indem sie den „un-besorgten Brief“ durch ihre Finger gleiten ließ.

„Und diese ganze Kumpellammer trägt Du wirklich Tag für Tag mit Dir herum?“

„Tag für Tag! Gewiß! Wenn nur ein Gegenstand davon fehlte, würde ich mich unbehaglich fühlen, aus-genommen den Brief da in Deiner Hand — Deinen Brief! Mit diesen Dingen ausgerüstet, kann ich in die Welt hinausgehen und dem Leben ins Ge-sicht sehen. Nun, siehst Du jetzt den Ernst der Sachlage ein?“

„Es erscheint mir einfach blödsinnig, sich mit allen diesen Sachen zu belasten,“ sagte sie. „Ich läme mit damit vor wie — wie ein Wagen der Paderpost.“

„Höre mich an! Ich will Dir den Ernst der Lage auseinandersetzen. Wir sind zwei Armeen — Männer und Weiber — auf das gleiche Ziel hin bedacht. Denn heutzutage ist der Un-terchied der Geschlechter im Leben nahezu aufgehoben. Beide gehen wir gleichmäßig ins Geschäft, auf den Markt, sind Buchhalter, Journalisten, Makler, Schreiber, was Du willst. Nun hat die eine Armee sich die Kon-trolle über die Verpflegung der ande-ren gesichert. Es ist ein altes, un-schönes, aber klassisches Wort: Eine Armee marschirt auf ihrem Wagen.“

„Ja — als ein Mann — habe alles, was ich für den täglichen Feldzug nöthig habe. Du — eine Frau — kannst Deine Vorräthe nirgends un-terbringen außer in dem winzigen Handbeutelchen da, das Du schon der ungeübteste Spitzbube entreißen kann, in welchem nur eine Börse ist, ein — Taschentuch — das Du, wie gewöhn-lich, hast auf die Erde fallen lassen — gestalte mir“ — sie nahm es und stopfte es in den Pompadour.

„Da siehst Du nun die Pfiffigkeit der Männer, die dem Weibe dieses Kostüm geschaffen haben, mit dem sie ihr jede freie Beweglichkeit hemmen und den Kreis ihres Wirkens ein-zümen. Mit der einen Hand geben sie ihr den Hausschlüssel — sozusagen — mit der anderen ein Kleid, worin sie ihn nicht unterbringen kann. Sie muß also den Hausschlüssel auf ihrem Toi-letentischchen liegen lassen. Siehst Du nun ein, wie man Euch zum Narren hält? Im Atelier des Schneiders holt sich der Mann die feine Ueberlegenheit über die Frau. Er bringt in seinen Kleidern alles unter, was er braucht, der Gegner aber macht er weis, es sei ihr ganz unmöglich, den Tages-probiant mit auf den Marsch zu neh-men.“

Erstschöpft hielt ich ein. Sie betrach-tete noch einmal den Triumphhaufen auf dem Tisch, knöpfte sich die Hand-schuhe zu, brachte ihre Robe mit einem Schwung herum und sagte:

„Kannst Du mir nicht eine Sted-nadel leihen?“

Ich schüttelte überall, fand aber keine. „Nerkwürdig!“ murmelte sie sin-nend. „Nicht einmal solch ein einfaches Dingchen könnt Ihr an Euch haben, ihr Männer!“

Sie griff nach ihrem Gürtel und holte sich eine Stednadel heraus. „Und Deiner Tabakspfeife da“ — fügte sie nafermündig hinzu — „thäte es auch gut, wenn sie gereinigt würde.“

„Ja, ja!“ rief ich. „Aber —“

Sie holte eine lange Nadel aus ihrem Hut und bemerkte beiläufig, daß sie immer eine zweite, Referen-dnadel, bei sich führe. Und indem sie sich unter der Thür mit ihrem süße-sten Lächeln noch einmal nach mir umwandte, sagte sie mitleidig: „Ihr Männer seid doch recht hilflose Ge-schöpfe!“

Eine taktvolle Eselin.

Dieser Tage befüchtigte der Präsi-dent der französischen Republik Lou-bet den Concours hippique in der großen Pariser Manègehalle. Es ist dies bekanntlich eine Pferdeschau, ver-bunden mit einer Ausstellung der bes-ten Maulthier- und Eselstrassen. Nach einem Rundgang durch die ver-schiedenen Sektionen nahm der Prä-sident mit seiner Suite auf einer Tri-büne Platz, um von hier die Vorfüh-rung der vorzüglichsten Thiere anzu-sehen. Unter den Eseln figurirten als Prachtstück eine langzottige Eselin, deren Haare bis zum Boden rei-chen. Das Thier ist zweifellos das kostbarste unter den Langohren Frankreichs, es wird mit 30,000 Fr. werthet. Die Eselin ist zur Zeit Mutter und befindet sich stets in Ge-sellschaft ihres Jungen, eines taum-ziehenden Eselchens. Der Führer band nun das Mutterthier los, um es dem Präsidenten vorzuführen. Raum im Freien angelangt, entließ sich jedoch die kostbare Eselin den Händen des Führers und begann von dem Jungen gefolgt auf der Wiese herumzutollen. Plötzlich jedoch mach-ten Mutter und Junges sich selbst vor der Präsidententribüne Halt, mu-sterten die illustre Gesellschaft an und machten sodann knapp vor dem Eise-Loubets mehrere Verneigungen mit dem Kopfe. Die überraschende Scene rief bei den Zuschauern begreiflicher-weise helles Gelächter hervor; selbst der Staatsbesuch konnte sich des Lachens nicht enthalten. Die manierliche Eselin schien ihn herzlich zu amüfren.

Beseigt und wahnfinnig.

Die Sache ereignete sich des Abends nach einem wie gewöhnlich erfolglosen Gesecht. Wir waren im Lager. Rings herum traurige Gesichter, be-drückte Herzen, todtwunde, erschöpfte Menschen. Zudem waren alle Epor-räthe ausgegangen, Feldlazarethe gab es nicht, auch kein Holz für ein La-gergefeuer. Die Baggage waren buch-stäblich in die Erde versunken. Nie-mand wußte, wo sie steckten. Al-les war wie in die Unterwelt versunken. Die Kälte von 25 Grad ließ die Haut rissig werden und sich abschälen, das Blut schien in den Ader-n sich zu eifigen Klumpen zu ballen.

Unter solchen Umständen Bewe-gungslos zu bleiben oder der Ermü-dung nachzugeben, wäre sicherer Tod gewesen. Und viele, thätiglich, über-landen die Nacht nicht. Stellen Sie sich, wenn Sie es können, unsere entsehlidie Lage vor. Stellen Sie sich vor, zehntausend Mann so auf einen Haufen zusammengepackt, zehntau-send Mann, aus deren Mitte nur das dumpe Getrappel der Füße auf den harten, gefrorenen Boden ertönt. Außer diesem Getrappel nichts, kein Ruf, kein Geflüster.

Die Nachzügler, die sich zum Lager herangefunden hatten, erzählten, daß sie auf dem offenen Feld, rechts und links, vor sich und hinter sich, Hilfe-rufe gehört hätten, Jammern und Wehklagen, Stöhnen und Seufzen von all den Verbundenen, von den Un-glücklichen, die fern von ihrem Trup-pentheile dort in der Finsterniß zurück-geblieben waren.

Wiederholt wollten sie zu ihnen hin-gehen, aber sie hatten ja nichts zur Hand, um auch nur die Allerschwäch-sten mitzunehmen, und so mußten die Unglücklichen zurückbleiben, überlassen der Willfür des Schicksals. Was hätte man auch mit ihnen anfangen sollen? Wie und womit sollte man ihnen helfen?

„Wir müssen die Verbundenen zu-sammensuchen!“ schrie ich. „Wir kön-nen sie nicht im Stich lassen und zu-geben, daß sie ohne Hilfe sterben. Wer will mit mir kommen?“ Keine An-twort. Ich wende mich dem Oberst. Der Oberst dreht mir den Rücken zu. Ich spreche mit dem General. Der General geht, ohne ein Wort zu sa-gen, an mir vorbei. Ein Arzt von höhe-rem Rang antwortet mir, als ich ihm sage, worum es sich handelt: „Wohin sollen wir denn mit den Leuten? Wir haben keine Tragbahnen, keine Apo-tekeln, keine Instrumente! Nichts haben wir! Darum lassen Sie sie in Ruhe!“

Kein theilnehmendes Wort! Das Gefühl für Gerechtigkeit und Mitleid war erstickt. Niemand erschauerte mehr vor dem Entsehlidien. Nichts als stumpfe, rohe Gleichgültigkeit! Was thun? — Das ist nun einmal so im Kriege! Alle diese Unseligen, Gene-räle, Obersten, Soldaten, sie alle sind sich bewußt, daß vielleicht morgen schon die Reihe an sie kommt. Nichts-befehoweniger gelang es mir darauf, als ich ein paar armlidie Tragen mit ver-schafft habe, doch noch, diese abge-stumpften, verwilderten Menschen wie-der aufzurütteln. Ungefähr hundert Mann schlossen sich mir an.

So gingen wir aus dem Lager hin-aus. Die Nacht war unbedringlich finster. Wir steckten Fackeln an. Aber als wir dann etwa eine Stunde mar-schirt waren, wies uns das Geföhne der Verbundenen besser den wirklichen Weg als das Licht unserer Fackeln. Vom Winde hin- und hergehoben, ver-breiteten sie nur ein trübes, flackerndes Licht und drohten von Minute zu Minute zu verlöschen. Von Zeit zu Zeit prallten wir wie scheu gewordene Pferde dicht auf einzelne Trupps von Menschen und Thieren. Plötzlich fühlte ich, daß irgend etwas mich anfahte und auf der Stelle festhielt. Etwas drückte mich zusammen wie mit eiser-nen Reifen. Zwei Hände umfaßten meine Füße. Sie gruben sich wie stärkere Klammern in meinen Körper ein. Zähne drangen in meine Stie-feln ein und suchten das Leder zu zer-reißen. Alles das unter wühendem Geheul ähnlich wie das Gebell eines Hundes. Laut schrie ich auf vor Schrecken. Auf meinen Ruf kamen meine Leute herbeigeläufen. Wir ent-deckten vor uns einen Verbundenen, dem beide Beine von der Hüfte an weggerissen waren — ein blutüber-strömter menschlicher Rumpf.

Da es völlig unmöglich war, ihn von mir loszureißen, so machten meine Leute dem armen Kerl mit Kolbe-schlägen und Fußtritten auf den Schädel ein Ende. Ich überlebte auch diese Augenblicke, deren Entsetzen zu beschreiben über meine Kräfte geht. . . Mein Herz schien mit Schlägen ein-zuzulaten; wilde, wahnwichtige Gedan-ken wie in Fieberphantasien tauchten in meinem Hirn auf. Um den weite-ren Schrecknissen dieser Nacht zu ent-gehen, raffte ich meine schwindenden Kräfte zusammen und rief meine Leute herbei. „Macht ein Ende! Macht ein Ende! Schnell, schnell! Ich kann's nicht länger aushalten!“

Ich war schon im Begriff zurückzu-gehen, dem Lager zu, als mir plötzlich von rechts Schreien und Geheul hörten, noch durchdringender und wilder als die verzweifelnden Rufe um Hilfe, die von überall zu uns drangen.

Da es mir unmöglich schien, jenem Ruf zu widerstehen, so ging ich, eigen-tlich gegen meinen Willen, nach der Richtung, aus der jene erschütternden Laute herkamen.

In dem trüben Licht der Fackeln, das kaum die dicke Finsterniß durch-brang, sah ich vor mir — es war keine Hallucination, kein Phantasie-

bild — sah ich vor mir zehn, zwanzig, hundert, vielleicht auch zweihundert Mann, die, vollständig unbekleidet, mit den Händen umherfuchtelten, al-lerlei Gebärden machten, fortwährend Flüche ausstießen und tanzten. Ja, herumtanzten! Bei einer Kälte von 25 Grad tanzten diese nackten, mit Wun-den, Narben, Schrammen bedeckten Körper, bespritzt von oben bis unten mit schwarzem, geronnenem Blut. Diese Unglücksgestalten tanzten! Einige von ihnen konnten auf den blutigen Resten ihrer Glieder nur noch vorwärtsstrieden. Andere, mit Neboldern, Gesehren, Säbeln bewaff-net, suchtelten, durchdringende Schreie ausstößend, im tiefer brohend in der Luft herum. Alle führten uns ent-gegen. Sie stürzten sich auf uns, die wir zu ihrer Rettung herbeikamen. Sie erkannten uns nicht. Sie riefen uns zu: „Kommt nicht heran! Kommt ja nicht heran! Macht, daß ihr fort-kommt!“

Sie alle waren wahnfinnig gewor-den. — Alle waren wahnfinnig gewor-den. —

Einige Schiffe waren. Einer von meinen Leuten stürzte hin und wälzte sich auf der Erde, dann noch einer. Was sollte ich thun? Ich befahl, zum Lager zurückzugehen.

Noch einige Stunden befand ich mich mit meinen Begleitern mit er-losthenen Fackeln in dem Hüllentrefe jener wahnfinnigen Menge, dann drangen eine Zeitlang ihre rasenden Rufe nur noch schwach zu uns, endlich wurde das Geschrei schwächer und schwächer und erlief in der Ferne.

Der Anfall von Massenwahnfinn, der die Unglücklichen betroffen hatte, legte sich wahrscheinlich bald unter dem Einfluß der graufigen Kälte. Bis zum Morgen waren sie alle schon erlarret, auch nicht einer von den Ver-bundenen hat wohl die furchtbare Nacht überlebt. Am nächsten Tage wurde ich selbst verwundet. Eine Kugel zer-schlug mir die linke Schulter. Ich halte es fast für ein Wunder, daß ich nicht damals schon starb. Ich weiß auch nicht, ob und wann ich mich wie-der werde erholen können.

So oft ich bis jetzt auf alle diese Greuel zurückblidte, schwand mir die Luft, weiter zu leben. Weber am Tage noch in der Nacht konnte ich mich bis jetzt freimachen von jenen auflenden Bildern, von jenen be-drückenden Erinnerungen. Immer er-scheint mit jener schauerliche Mens-schenstumpf, der mich in die Beine geiffen; überall sehe ich jene Wahn-finnigen, jene bejammernswürthen, nackten, blutbedeckten Verrückten mit ihrem Geheul im schauerlichen Dunkel der Nacht.

Sie können sich nicht vorstellen, was ich ausstehen muß. Und wissen Sie, oft frage ich mich: Wird nicht auch mich jener Wahnfinn ergreifen? Geräch nicht auch mein Verstand schon ins Wanken? Und wäre es dann nicht auch für mich besser gewesen, wenn ich dort geblieben wäre, dort auf dem Schlachtfelde? . . . (Aus den Petersburger Witschewaja Wjedomosti.)

Zeitenbild aus China.

Beim Durchsehen der Lokalblätter großer Städte liest man täglich Be-richte über Schwindelen, die meist zur Erpreßung größerer oder kleiner Geldsummen gemacht werden. Die Art und Weise dieser Schwinde-len ist international. „Vorspiege-lung falscher Thatsachen.“ In der Ausführung aber zeigen sich allerlei Verschiedenheiten, die von den Sitten und Anschauungen der betreffenden Länder abhängen. Deshalb wird man mit besonderem Interesse einen Bericht der chinesischen Zeitung „Dschung wai ji bau“ lesen. Er wirft ganz interes-sante Streiflichter auf das chinesische Beamtenthum. Das Blatt schreibt: „Eines Tages erscheint im Pferdehall des Kreisdirectors Hsin Hsiang Hsien (nördlich des Hwangha, Provinz Ho-nan) — nahe dem gelben Meer — ein fremder Herr, welcher die dort stehen-den Pferde genau zählt und darauf einige Fragen an die Pferdewärter richtet. Da er vornehm angezogen ist, meldet der Pferdewärter die Sache eiligt dem Kreisdirecteur. Dieser ver-mutet sofort eine außerordentliche Reaction der Reichsregierung durch einen besonderen Beamten aus der Provinz-zahauptstadt. Er läßt deshalb den fremden Herrn in sein Namen (Bu-reau) bitten und spricht mit ihm lie-benswürdig, wie mit einem Freunde, indem er nach Namen, Vornamen und Herkunft fragt. Der fremde Herr antwortet aber ausweichend und em-pfindet sich nach kurzer Zeit. Dieses Ausweichen lefträgt den Kreisdirector noch mehr in seiner Vermuthung; er packt eiligst 200 Dollars ein und herbet sie dem Herrn. Dieser weigert sich aus-nächst ganz entschieden, das Geld an-zunehmen; erst auf freundliches Witen, läßt er sich dazu herbei. Der be-treffende Kreisdirector, Namens Lu, ist dafür bekannt, daß er das Geld liebt, außerdem hat er die größte Angst vor außerordentlichen Rebi-Ponen. Der fremde Herr, der nichts weiter war, als ein Schwindler, kannte diesen kleinen Charakterfehler. Darauf haute er seinen Mon und es gelang ihm, den Kreisdirector, der „Dread am Steden“ hatte, denn auch richtig zu betriegen.“

Viele sind am ungetrenntesten, wenn sie miteinander freiten.

Maryland behauptet, größere Mos-kitos zu haben, als New Jersey. Nach-stens wird wohl Maryland eine Mos-kitostadt = Ausstellung veranstalten.